

Hilary Rose

Die Evolutionäre Psychologie, der Sozialdarwinismus und das Standardmodell der Sozialwissenschaften

Wer sich mit der neuen „Evolutionären Psychologie“ (EP) beschäftigt, trifft auf eine relativ kleine Gruppe, deren Mitglieder sich ständig und mit sichtlicher Wertschätzung aufeinander und auf sich selbst beziehen. So untersuchen die beiden führenden Theoretiker des Projekts, John Tooby und Leda Cosmides, wie

das Design der psychischen Architektur des Menschen die Natur der sozialen Interaktionen, in die Menschen eintreten können, und gleichzeitig die selektiv ansteckende Übertragung von Vorstellungen zwischen den Individuen strukturiert (Tooby/Cosmides 1992, 48).

Sie formulieren dann die Aufgabe, um die es geht, und teilen uns dabei mit, wer zu den anspruchsvollen Theoretikern gehört, die das Unternehmen durchführen können.

Die Untersuchung der soziokulturellen Dynamik auf der Bevölkerungsebene muß sich auf ein anspruchsvolles Modell der menschlichen Psychologie stützen (siehe Barkow 1989, in diesem Band; Cosmides & Tooby 1989, in diesem Band; Sperber 1985, 1990; Tooby und Cosmides 1989a).

Die Zitierten gehören offensichtlich zu einer von wechselseitiger Hochachtung getragenen Forschergemeinde, die keineswegs einem Invisible College gleicht. Barkow firmiert mit Tooby und Cosmides als Herausgeber des Bandes *The Adapted Mind* (1990), dem das Zitat entnommen ist, Daly gehört zu den Mitautoren, und Sperber wird vierzehn Mal zitiert. Tatsächlich sagt schon das Zitierverhalten einiges aus. Wer ungenannt bleibt, ist nicht minder interessant als die Frage, wer dazugehört.

Manche Mitglieder dieses Visible College sind sehr erfolgreich damit beschäftigt, die Evolutionäre Psychologie unter die Leute zu bringen. Steven Pinker bestieg mit *How the Mind Works* (dt.: *Wie das Denken im Kopf entsteht*) die Bestsellerlisten, dicht gefolgt von Matt Ridley mit *The Red Queen* (dt.: *Eros und Evolution*) und *The Origins of Virtue* (dt.: *Die Biologie der Tugend*). Andere, wie Tooby und Cosmides, werden als Verfasser der Grundlagenwerke angesehen, auf denen die populären Ansichten der anderen aufbauen. Ihr programmatisches Kapitel "The psychological foundations of culture" stellt im zitierten Sammelband fest, daß die Evolutionstheorie mittels der Individualpsychologie nicht mehr und nicht weniger als die menschliche Natur erklärt – mithin alle möglichen oder unmöglichen kulturellen Praktiken, vom ehelichen Altersun-

terschied bis hin zum stiefväterlichen Kindesmißbrauch. Laura Betzig, ebenfalls EP-Theoretikerin und Herausgeberin von *Human Nature*, hat es so formuliert:

Von den Schwangerschaftskomplikationen bis zur Stressreaktion, von der Schönheit des Symmetrischen über die Anziehungskraft des Geldes bis zur historischen Tendenz der Reichen, die erstgeborenen Söhne zu bevorzugen, ließe sich alles, was wir denken, fühlen und tun, besser verstehen, wenn wir es als eine Möglichkeit zur Verbreitung unserer – oder der von unseren Vorfahren weitergebenen – Gene begreifen. (1997, 2)

Ihr Programm ist für sie gleichermaßen wissenschaftlich und politisch. Das wissenschaftliche Programm ist die Einheit der Wissenschaften unter dem Banner der Evolutionären Psychologie, das politische die Anleitung der Politik in gesellschaftlich relevanten Fragen. Hier sind Tooby und Cosmides allerdings vorsichtig. Nach ihrer Auffassung wird es noch lange dauern,

bis die wissenschaftliche Erkenntnis von der Gesamtheit der Mechanismen, die der psychischen Architektur des Menschen entsprechen, hinreichend gesichert und umfassend genug ist, um die Grundlage für sichere Anleitung in gesellschaftspolitischen Fragen zu liefern (a.a.O., 47).

Andere EP-Theoretiker wie der Kognitionspsychologe Steven Pinker vom MIT oder die Soziobiologin Helena Cronin vom Darwin Centre der London School of Economics sind da weniger zögerlich. Sie wissen schon jetzt genug über die menschliche Natur, um auf EP-Basis gesicherte politische und moralische Erkenntnisse anbieten zu können. Pinker verstieg sich im *New York Times Magazine* (1997) zu der denkwürdigen These, es sei überhaupt nicht einzusehen, warum Mütter ihre Neugeborenen nicht töten sollten, wenn sie kognitiv zu unentwickelt sind. Cronin ist in ihrem kulturell-politischen Engagement nicht ganz so originell. Sie meint, der von der EP entwickelte Begriff der menschlichen Natur müsse sofort in den politischen Diskurs eingehen. Der neuen Politik soll eine Theorie der menschlichen Natur zugrundeliegen. Eine Ausgabe des linksliberalen Magazins *Demos*, das der Blair-Regierung nahesteht, wurde auf diese Weise zu einem EP-Manifest (Ashford u.a. 1996). Noch seltsamer war ein Artikel über die Auffassungen der EP zu den Unterschieden von Männern und Frauen in der feministischen und explizit linksgerichteten Zeitschrift *Red Pepper* (Cronin 1997).

Die Kritik der Sozialwissenschaften

Weder der implizite Sozialdarwinismus der EP noch das Bemühen ihrer Vertreter um die Einheit der Wissenschaften ist neu, wie ich später noch ausführen werde. Zunächst sollte man sich aber ansehen, wie Tooby und Cosmides ihre Ziele erreichen wollen.

Als erstes wollen sie nicht mehr und nicht weniger als die Ansprüche der Sozialwissenschaften zerpfücken, vorgeblich gesellschaftliche Phänomene erklären zu können. Zu diesem Zweck konstruieren sie das sogenannte „sozialwissenschaftliche Standardmodell“ [Standard Social Science Model, SSSM], das die Sozialwissenschaften nach ihrer Darstellung beherrschen soll, obwohl sie erstaunlicherweise Ökonomie und politische Wissenschaft daraus ausschließen. Das SSSM würde die Sozialwissenschaften daran hindern, in der Einheit der Wissenschaften ihren Platz einzunehmen. „Besonders Soziologie und Anthropologie“ hätten sich von den Naturwissenschaften bewußt abgeschnitten (22). Dabei berufen sich Tooby und Cosmides auf einen Klassiker des 19. Jahrhunderts, Durkheims *Regeln der soziologischen Methode* (1895), demzufolge soziale Tatbestände nicht auf etwas anderes – insbesondere nicht auf die psychologische Ebene – zurückgeführt werden können. Ihre rhetorische Strategie reduziert sich darauf, die Durkheimsche These zu verwerfen, statt (wie in der sozial- und auch naturwissenschaftlichen Diskussion üblich) auf die Fakten einzugehen, an denen der große französische Posivist seine Hypothese überprüft. Sie halten es schlicht für unnötig, die statistischen Belege für die Irreduzibilität des Sozialen zu untersuchen, die Durkheim vor allem in seiner wegweisenden Studie *Der Selbstmord* (1897) angeführt hat.

Trotz ihres Anspruchs, die Einheit der Wissenschaften aufzubauen, übersehen Tooby und Cosmides die bemerkenswerte Parallele zwischen Durkheims Beitrag für den neuen Gegenstand Soziologie und dem Beitrag, den sein Landsmann Claude Bernard einige Jahre zuvor zur Konstituierung der neuen experimentellen Biologie geleistet hat. Das wissenschaftliche Unternehmen von Bernard lief im Kern darauf hinaus, daß sich die Biologie nur biologisch begreifen läßt; der neue experimentelle Gegenstand der Biologie konnte nicht auf ältere Disziplinen wie Chemie und Physik zurückgeführt werden. Charles Darwin, auch er ein großer Verfechter des Experiments (hauptsächlich an Pflanzen und Regenwürmern), erwies sich als einflußreicher politischer Verbündeter der neuen experimentellen Physiologie und hatte entscheidende Bedeutung bei der Zurückdrängung der mächtigen Anti-Vivisektions-Bewegung, die ihre Entwicklung in Großbritannien bedrohte. Trotz der historischen Erfolge, die Darwin und die Physiologen durch ihr Pochen auf die Irreduzibilität biologischer Phänomene erzielen konnten, werden die Biologen nie das Gefühl los, daß die Autonomie des Biologischen bedroht ist. Zuletzt war es die Mitte der fünfziger Jahre einsetzende Hinwendung der Physiker zur Biologie, die zunehmend zu reduktionistischen Thesen und antireduktionistischen Gegenthesen führte (am besten gefällt mir dabei die Bemerkung von Jim Watson: „Wissenschaft ist Physik, alles andere ist Sozialarbeit“). Das sind durchaus keine neuen Konflikte, weder zwischen den Naturwissenschaften noch zwischen Natur- und Sozialwissenschaften.

Obwohl die Soziologie besonders SSSM-geschädigt sein soll, wird sie von Tooby und Cosmides nur unter eingehender Bezugnahme auf einen einzigen Text behandelt – Durkheims *Regeln der soziologischen Methode*. Die *Regeln* werden wieder und wieder verworfen und dabei im Anmerkungsteil von *The Adapted Mind* nicht weniger als zehnmal zitiert, während der Mitherausgeber Barkow im Nachwort ein weiteres Mal auf sie zurückkommt. Wenn man schon die Soziologie nur anhand der Schriften aus dem 19. Jahrhundert betrachtet, ist es aber einigermaßen verblüffend, daß die ebenso bedeutenden oder vielleicht noch einflußreicheren Gründungstexte von Max Weber und Karl Marx einfach übergegangen werden. Auch kommt das 20. Jahrhundert gar nicht vor, abgesehen von einem grotesk vollgestopften Verweis (S. 47), in dem Durkheim und Marx, der Funktionalist Robert Merton, der Social-Action-Theoretiker Talcott Parsons, ein Kulturanthropologe und ein Nicht-Kulturanthropologe mit einem Kritiker kulturalistischer Ansätze zusammengeworfen werden. Der dritte Gründervater, Max Weber, wird ignoriert, und was heutige Sozialwissenschaftler angeht, die sich mit Subjektivität, Wissen, Globalisierung, Geschlechterverhältnissen, menschlichen Ökosystemen, Arbeitsmärkten, Sexualität, Ökonomie, Rassismus, Konflikten oder Gesundheit und Krankheit beschäftigen, so ist der Rest Schweigen. Die Liste ist etwas lang geraten, soll aber deutlich machen, wie wenig das „SSSM“ der Psychologen mit der heutigen Soziologie zu tun hat.

Die gemeinsame Sünde der bunt zusammengewürfelten Gruppe von Sozialwissenschaftlern, die einer Erwähnung gewürdigt werden, besteht darin, daß sie die von Tooby und Cosmides so genannten „Vorgänge auf Bevölkerungsebene“ [population level processes] nur „mißverstehen und mystifizieren“ (47). Ungeachtet ihrer epistemologischen Differenzen, ob materialistisch oder postmodernistisch, die Sozialwissenschaften werden abgelehnt, weil sie von dem „Konstrukt“ von „bestimmten emergenten Gruppenprozessen“ ausgehen. Margaret Thatcher hat als Premierministerin ihr Faible für einen ungezügelter Individualismus viel klarer gemacht. "There is no such thing as society", hat sie gesagt. Sie hatte auch ziemlich klare Ansichten von der menschlichen Natur – die sich bemerkenswert mit dem hobbesianischen Ansatz der Soziobiologie decken –, aber das ist ein anderes Thema, auf das ich noch zu sprechen komme. Jedenfalls mangelt es Tooby und Cosmides an der Thatcherschen Klarheit. Während sie das Soziale als legitimes Untersuchungsobjekt ablehnen, sprechen sie an anderer Stelle vom „sozialen System“ und versichern uns, es würde sich

nicht wie eine Person oder ein Organismus oder wie der Verstand nach seinen inhärenten Funktionsmechanismen richten. Es gleicht mehr einem Ökosystem oder einer Ökonomie, deren Zusammenhänge durch Feedback von

den dynamischen Eigenschaften seiner Komponenten strukturiert werden (a.a.O., 47).

Auch wenn die Begriffe von "feedback" und "dynamic properties" einem Radcliffe-Brown noch nichts sagten, kann man sich kaum vorstellen, daß er oder ein anderer der von den Psychologen abgelehnten strukturfunktionalistischen Anthropologen des frühen 20. Jahrhunderts diese Auffassungen nicht freudig begrüßt hätte. Funktionalistische Erklärungsmuster sind synergistisch, auch wenn sich die Metaphorik mit der technischen Entwicklung verändert. Das Soziale wird also abgelehnt und gleichzeitig perpetuiert, und sei es auch unter der neuen Bezeichnung des „Überorganischen“ und Gegebenen.

Während ein Soziologe aus dem vorvorigen Jahrhundert stellvertretend für die gesamte Disziplin abgeurteilt wird, ist die Attacke gegen die Anthropologie umfassender und besser belegt. Auch hier ist allerdings das Gebiet eigentümlich konstruiert; es konzentriert sich in erster Linie auf die amerikanische Kulturanthropologie, so daß ganze Richtungen, die, wie beispielsweise die französische strukturelle Anthropologie, nicht ohne Einfluß waren und (wie z.B. *Das wilde Denken* von Lévi-Strauss) ihrem eigenen Projekt näher stehen dürften, ignoriert werden. Auch die Unterschiede von Sozial- und Kulturanthropologie bleiben außer Betracht. Zum Sündenbock wird statt dessen der amerikanische Kulturanthropologe Clifford Geertz, der etwa 30mal genannt wird – etwa so häufig wie alle anderen Kulturanthropologen zusammen. Bei dieser Auffassung von Anthropologie als Kulturanthropologie beweist das SSSM seine Flexibilität. Irrt das Modell im Falle der Soziologie, weil für diese das Soziale auf keine andere Ebene reduzierbar sein soll, so liegt es im Falle der Anthropologie daneben, weil hier der Kulturbegriff im Zentrum steht. Der Zentralbegriff des „Standardmodells“ kann also je nach der kritisierten Disziplin zwischen dem „Sozialen“ und dem „Kulturellen“ oszillieren.

Kultur, sagen Tooby und Cosmides, ist „jener Proteus, der alles in den Sozialwissenschaften Erklärungsbedürftige verursacht“, um dann zu erkennen, daß das vielleicht zu weit geht, und von dieser pauschalen Aussage abzurücken mit der Einschränkung

... neben den paar Dingen, die durch psychologische Gesetze von allgemeinem Inhalt erklärbar sind, ein paar Trieben und irgendwelchen überorganischen Prozessen (z.B. Geschichte, soziale Konflikte, Ökonomie), die zur Erklärung der Besonderheiten einer bestimmten Kultur dienen (a.a.O., 48; die Klammer ist von ihnen!).

Der nicht unerheblichen Zahl von Sozialwissenschaftlern inklusive Anthropologen, die Kulturanalysen für wichtig halten, darin aber kaum einen „Proteus“ und bestimmt nicht das einzige Thema der Sozialwissenschaften sehen, dürfte es schwerfallen, in dieser Darstellung etwas anderes als ein Phantasieprodukt zu sehen.

Mit ein paar bissigen Bemerkungen beziehen sich Tooby und Cosmides auf den Rückzug von den Verallgemeinerungen des (natur-) wissenschaftlichen Diskurses auf den aufs einzelne zielenden [particularistic] Diskurs der Geisteswissenschaften. Manche dieser Kommentare – wenn sie beispielsweise Erklärungen durch den Kakao ziehen, die nach Art einer Kurzgeschichte von Borges zu Reflexionen über Reflexionen von Reflexionen werden – sprechen ein wirkliches Problem in den Sozialwissenschaften an. Tooby und Cosmides scheinen aber einfach nicht sehen zu wollen, daß Sozial- und Kulturanthropologie (ebenso wie die Geschichtswissenschaft) der partikularistischen Sprache der Humanwissenschaften oftmals viel näher waren und den positivistischen (szientistischen) Diskurs ebenso abstoßend wie inadäquat fanden. Das erklärt, warum der britische Sozialanthropologe Edmund Leach, den sie als große Ausnahme behandeln, an einer szientistischen Auffassung seines Gegenstands so uninteressiert ist. In den USA ist zwar die Kulturanthropologie seit den dreißiger Jahren vorherrschend gewesen, es gab aber sowohl dort wie auch anderswo noch andere Ansätze.

Tooby und Cosmides stellen fest, daß die Dominanz des Kulturbegriffs andere Anthropologien ausschließt – die sich beispielsweise mehr für die „menschliche Natur“ und für die „Organisation gruppenspezifischer Anreize“ interessieren und damit auch mehr nach dem Geschmack der Psychologen sind. Das SSSM würde die menschliche Natur auf ein allgemeines Residuum reduzieren, das im Vergleich zu all den interessanten kulturellen Variationen nicht mehr als ein „dünnere Aufguß“ ist.

Sie stellen aber auch fest, daß manche SSSM-Anhänger mit der Anlage-/Umwelt-Debatte beschäftigt waren, obwohl das ihre These sichtlich ins Wanken bringt. Es mag durchaus sein, daß einige der ersten US-Soziologen als Männer ihrer Zeit gleichzeitig rassistisch und misogyn veranlagt waren und auf die "Great Chain of Being" pochten, aber Soziologie und Kulturanthropologie waren im vergangenen Jahrhundert an der Anlage-/Umwelt-Debatte nicht sonderlich interessiert. Wie Tooby und Cosmides sehe ich darin eine unglückliche Thematik, die von einer falschen Dichotomie ausgeht. Es war allerdings das Thema der – salopp formuliert – „angelsächsischen“ Psychologie, die vor allem im Zusammenhang mit dem IQ-Wert und seinem Verhältnis zur allgemeinen Intelligenz die Anlage-/Umwelt-Debatte vorangetrieben hat (und im Falle von US-Psychologen wie Charles Murray und Richard Herrnstein oder Robert Plomin immer noch vorantreibt). Ohne Beleg einfach zu behaupten, daß die SSSM-Anhänger die Anlage-/Umwelt-Debatte propagieren, strapaziert die eigene Glaubwürdigkeit.

Tooby und Cosmides sind der Meinung, daß die Unterstützung des SSSM durch Biologen (ihre Beispiele sind der Evolutionäre Paläontologe Steven Jay Gould, der Populationsgenetiker Richard Lewontin, der Neurobiologe Steven Rose und der Psychologe Leo Kamin) diesen die Gewißheit gibt, daß der Biologie alles Menschliche fremd ist (sie sei

"intrinsically disconnected from human affairs"). Das ist eine ziemlich idiosynkratische Lektüre von Büchern wie *The Mismeasure of Man* (Gould 1981) oder *Not in Our Genes* (Rose/Lewontin/Kamin 1984), in denen diese Biologen deutlich machen, wie biologische Erklärungen von ihrem gesellschaftlichen Kontext geprägt wurden. Lewontin und der mathematische Biologe Richard Levins haben zu diesem Zweck eine faszinierende Neubewertung der Lyssenko-Affäre vorgelegt, die sich in den dreißiger und vierziger Jahren in der Sowjetunion abspielte (mit der betrügerischen Fiktion, daß erworbene Eigenschaften erblich sind). Sie haben darin drei Hauptfaktoren am Werk gesehen: die Natur selbst, die Begrenztheit des zeitgenössischen mathematischen Instrumentariums und den politischen Kontext des Stalinismus. Die Extreme des russischen Klimas (der Natur selbst) hätten sich der damaligen Mathematik und den orthodoxen genetischen Erklärungsmustern jener Zeit entzogen und damit die Fiktion begünstigt. Diese Neubewertung, die in einem marxistischen Rahmen und aus der Biologie heraus verfaßt wurde, findet ein faszinierendes Echo in der Akteurs-Netzwerk-Theorie, die der französische Anthropologe Bruno Latour mit seinem Mitarbeiter Michel Callon nahezu eigenständig entwickelt hat. Für Latour und Callon (wie auch für die feministische Wissenschaftshistorikerin Donna Haraway) gehört die Natur selbst jenem Netzwerk von Akteuren an, die in ihrem Zusammenspiel wissenschaftliche Erkenntnis hervorbringen.

Diese Welt, in der nicht nur die Grenzen zwischen Biologischem und Sozialem theoretisch als durchlässig gelten, sondern in der auch eine ungeheure Menge von faszinierender Literatur existiert, ist allerdings nicht die Welt, die Tooby und Cosmides zur Kenntnis nehmen können oder wollen. Sie müssen an zwei völlig getrennte Diskurse glauben, an den des SSSM und an den der Biologie, um für ihr Projekt der Einheit der Wissenschaften freie Bahn zu haben. Während ihre Auffassung von Einheit der Wissenschaften die Sozialwissenschaften unter die Vormundschaft der biologischen Wissenschaften stellt, flackert aber allenthalben ein produktiverer Dialog von Natur- und Sozialwissenschaften auf. Es gibt eine Reihe von möglichen Gebieten, auf denen solche theoretisch anregenden Dialoge stattfinden können – und sie betreffen normalerweise sehr bedrückende Fragen, von Alzheimer bis hin zu Aids. Diese Fragen machen uns so betroffen, daß wir uns zumindest zeitweilig zuhören müssen. Nehmen wir die schwere Frage, wie sich Aids in Afrika ausbreitet.

Aids als sozial oder biologisch übertragene Krankheit?

Zwar beziehen sich die meisten Arbeiten auf Aids in den entwickelten Ländern, aber ein erheblicher Teil der Forschung hat sich sowohl biologisch als auch sozialwissenschaftlich mit dem ungeheuren Problem beschäftigt, vor dem Afrika steht. Der amerikanische Soziologe Charles

Hunt (1996) hat die jeweiligen Beiträge in einer erstaunlich ausgewogenen Darstellung bewertet. So diskutiert er soziobiologische Erklärungen wie die von Rushton und Bogaert, die in der „Rasse“ die Grundlage für den Unterschied zwischen der Aids-Inzidenz in Afrika und in der entwickelten Welt sehen wollen. Davon unterscheidet er eine zweite Gruppe von biologisch orientierten Theoretikern, zu denen Roy Anderson, Robert May und Jared Diamond gehören und die statt dessen die Naturgeschichte der Epidemie betrachten, also die biologische Geschichte der Umwelt. Die biologische Forschung hat die fixe Idee, daß möglicherweise oder auch ganz sicher die ganze Aids-Problematik aus Afrika stammt. Die historische Tatsache, daß Aids früher in Afrika nicht festgestellt wurde, macht allerdings, wie Hunt aufzeigt, diese Annahme äußerst erklärungsbedürftig.

Hunts Vorbehalte gegenüber dem „Rasse“-Konzept von Rushton und Bogaert lassen ihn danach fragen, wie gut – oder wie schlecht – sich ihre Erklärung mit den lokalen Unterschieden der Aids-Verbreitung in Afrika verträgt. Er stellt fest, daß ihnen diese Makro-Mikro-Relation schlichtweg unerklärlich ist. Die naturgeschichtliche Erklärung von Anderson und May hat diese Autoren andererseits zu der Annahme verleitet, daß das Aids-Vorkommen in den entwickelten Ländern dem heterosexuellen Verteilungsmuster in Afrika folgen würde – was nicht der Fall ist. Schließlich wirft die Annahme von Diamond (wie auch von Anderson und May), daß Aids aus Afrika kommt, das nicht unerhebliche Problem auf: Warum gerade jetzt? Auch wurden die ersten eindeutigen Fälle gar nicht in Afrika diagnostiziert, was die Theorie zusätzlich in Schwierigkeiten bringt.

Hunt will aber die biologische Erklärung nicht ablehnen, sondern ihre Grenzen bei der Erklärung dieses besonderen Phänomens aufzeigen. Er betrachtet dann weiter die soziologischen Ansätze, die für ihn in die klassischen Fronten zerfallen. Es gibt historische bzw. materialistische Ansätze und kulturalistische oder idealistische. Die materialistischen Erklärungen für die Ausbreitung der Krankheit entlang den Fernfahrerstrecken und die sogenannte Militärdienst-These werden mit den kulturalistischen Erklärungen des Sexualverhaltens konfrontiert. Hunt macht allerdings darauf aufmerksam, daß die kulturalistischen Deutungen ihre Grenzen haben, wenn es um die Erklärung des Makro-Mikro-Phänomens geht. So läßt die Beschäftigung mit afrikanischen Sexualpraktiken beispielsweise die ökonomischen Veränderungen der letzten hundert Jahre außer acht – nicht zuletzt die Frage der Arbeitsmigration.

Was mir bei diesem allzu kursorischen Überblick wichtig ist, ist aber Hunts eingehende Beschäftigung mit dem Kernproblem, wie Aids eigentlich übertragen wird, und die darin ausgedrückte zutiefst moralische wie auch praktische Hoffnung, daß seine sachliche Analyse für die jeweiligen Regierungen hilfreich und informativ ist. Auch wenn er die Leistungen und Grenzen von sehr unterschiedlichen Ansätzen bewertet,

geht es ihm nicht so sehr darum, biologische oder soziologische Theorien zu benoten, sondern darum, den Menschen und ihren Regierungen im Kampf gegen diese schreckliche Krankheit zu helfen.

Alte Theorien im neuen Gewand

So verspüre ich intensives Unbehagen angesichts dieser neuerlichen Welle eines biologischen Determinismus, der diesmal kulturelle Durchschlagskraft aus dem aufgeladenen Diskurs der neuen Genetik bezieht und einmal mehr die gesamte menschliche Natur erklären will, nicht zuletzt deren geschlechtsspezifische Seite [gendered human nature].

Die Evolutionäre Psychologie ist, wie ich meine, bloßer Sozialdarwinismus im neuen Gewand. Einmal mehr tut dieser Sozialdarwinismus (wie im *Demos*-Sonderheft) das, was er immer getan hat, nämlich sozialpolitische Ratschläge zu erteilen. Natürlich ist das nicht mehr der alte Sozialdarwinismus. Der war ein Phänomen des spätviktorianischen England und hat die rassistischen und sexistischen imperialistischen Werte des bleichen viktorianischen Gentleman, von dem er konstruiert wurde, gleichzeitig reflektiert und konstituiert. Herrnstein und Murray erinnern uns zwar mit ihrem Buch *The Bell Curve* (1994) daran, daß ein unrevidierter wissenschaftlicher und sexistischer Rassismus immer noch seine Abnehmer findet, aber es gibt auch gewaltigen Widerstand gegen dessen Gesellschaftspolitik. Konstruktionen von „Rasse“, biologischem Geschlecht und Sexualität werden heutzutage heftiger als vor hundert Jahren in Frage gestellt. So hat der heutige EP-Sozialdarwinismus in nicht geringem Maße Teil an der postmodernen Pick-and-Mix-Kultur. Bei allem kulturellen Einfluß, den er ausübt, ist der biologisch-deterministische Diskurs nicht allein im Rennen. Und wie ich deutlich machen will, verlangt das EP-Projekt eine ganz besondere Auffassung vom epistemologischen Status der Naturwissenschaften, die wahrheitsgemäße, neutrale und unpersönliche Darstellungen der Natur liefern sollen. Dieses Verständnis von (außerkultureller und nicht sozial geprägter) Wissenschaft ist allerdings intensiv kritisch hinterfragt worden.

Für kulturalistische Wissenschaftskritiker hat sich die moderne Wissenschaft historisch im Kontext eines Europa entwickelt, in dem ein Herrschaftsverhältnis sowohl gegenüber der Natur als auch gegenüber untergeordneten gesellschaftlichen Gruppen – sei es daheim oder in den Kolonien – tief in das wissenschaftliche Kulturprojekt eingebettet war. So machen Feministinnen geltend, daß die Geschlechterverhältnisse, die in die Gründungsgeschichte der modernen Wissenschaft eingehen, als integraler Bestandteil dieser "culture of no culture" (Traweek 1988) weiter tradiert worden sind. Eine Kultur als androzentrisch in Frage zu stellen, die so erfolgreich behauptet hat, daß sie methodologisch überhaupt nicht daran interessiert ist, wer das Wissen tatsächlich produziert, ist kein geringes Unterfangen, und doch haben Feministinnen, Ökologen

und Postmodernisten mit beachtlichem Erfolg den alten Anspruch der Wissenschaft auf Interessellosigkeit, Kritizismus und Objektivität in Frage gestellt. Wo allerdings ein nihilistischer Postmodernismus die Möglichkeit wahrheitsgemäßer Darstellung leugnet, sind normative Kritiker wie Feministinnen und Ökologen nicht bereit, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es geht ihnen um eine Re-Vision naturwissenschaftlicher Ansprüche auf die Produktion verlässlicher Naturdarstellungen. Viele Feministinnen und Ökologen suchen deshalb nach einem Natur- und Kulturverständnis, das der Vielfältigkeit der Menschen wie auch der Natur besser entspricht. Doch diese Infragestellung des kulturfreien Status von (Natur-)Wissenschaft liegt aus naheliegenden Gründen außerhalb des Horizonts der neuen EP.

Theorien der menschlichen Natur und Sozialpolitik

Die Evolutionären Psychologen teilen uns mit, daß Sozialpolitik auf einer Theorie der menschlichen Natur beruhen muß. Das würde beispielsweise ihren Beitrag in *Demos* und *Red Pepper* rechtfertigen. Man sollte aber auch darauf hinweisen, welche eine lange und leidvolle Beziehung solche Theorien einer größtenteils biologisch determinierten Menschennatur mit der Sozialpolitik eingegangen sind. Kein anderer als Leonard Darwin, der Sohn von Charles, sprach sich als Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Eugenik für strikte Sexualtrennung aus, um die Reproduktion der „Untüchtigen“ einzudämmen. Während Skandinavien und die USA im großen und ganzen den Weg der Zwangssterilisierung gingen, war sexuelle Segregation die dezidierte britische Lösung für das soziale Problem des Umgangs mit geistig Behinderten. Zwangssterilisierung wird heute in Großbritannien immer noch praktiziert, aber von Fall zu Fall und normalerweise auf Ersuchen der Eltern einer geistig behinderten jungen Frau. Weder die Alltagsmoral noch das Gesetz hält es für nötig, ihre bewußte Einwilligung zu verlangen. Wie Kinder werden die geistig Behinderten (vor allem die jungen Frauen) nicht als handelnde Subjekte betrachtet.

Den Erbauern der Wohlfahrtsstaats war der Sozialdarwinismus selbstverständlich. So waren die Myrdals in Schweden und William Beveridge in Großbritannien begeisterte Eugeniker. Die Reproduktion der Untüchtigen war einzudämmen, die der Tüchtigen zu fördern. Beveridge fand als Direktor der London School of Economics Gelegenheit, dies praktisch umzusetzen, und das akademische Personal erhielt eine Familienbeihilfe, um dessen Reproduktion zu fördern. Richard Titmuss, der erste Professor für Sozialpolitik an der LSE, war begeistertes Mitglied in der Gesellschaft für Eugenik. So ist man nicht allzu überrascht, daß William Hamilton, der nolens volens zum geistigen Vater eines Kernelements der EP-Theorie, nämlich der Verwandtschaftsauslese, wurde, dieses Modell in den sechziger Jahren als Graduate Student am Sociology Department

der LSE entwickelt hat. Und als Vorläufer der neuen EP-Leute am Darwin Centre wurde der Biologe Lancelot Hogben in den dreißiger Jahren als Professor für Sozialbiologie an die LSE berufen. Daß Hogben in der britischen Linken als einer der ersten die zwangsläufig faschistische Ausrichtung der Eugenik erkannte und in den dreißiger Jahren zu einer der markantesten Stimmen gegen den neuen Trend wurde, ist eine veröhnliche Ironie.

Die Aufzählung der gesellschaftlich hochangesehenen Eugeniker könnte noch endlos weitergehen. Wissenschaftler, die sich mit Sozialpolitik beschäftigen, sind sich dieser alten Verbindung, die die Gründerväter und -mütter der Sozialpolitik mit der Theorie über die menschliche Natur und mit der Eugenik unterhielten, durchaus und mit unguen Gefühlen bewußt. So mußte ihnen die von den Medien neuerdings (1997) inszenierte Aufregung über das schwedische Sterilisationsprogramm etwas sonderbar vorkommen. Wie konnte dieses sattsam bekannte Stück Geschichte, das innerhalb und außerhalb Schwedens ausgiebig diskutiert worden war, zur „Nachricht“ werden? Tatsächlich haben die liberalen Demokratien besonders dort, wo es einen starken Wohlfahrtsstaat gab, eine Kultur der Verleugnung entwickelt. Unsere eigene Eugenik-Geschichte geriet in ihrer unerfreulichen Vielfältigkeit in Vergessenheit; stattdessen hängt man die Eugenik ausschließlich den Nazis an. Nun kann man die Nazis mit guten Gründen dämonisieren – aber nicht gerade deshalb, damit wir unsere eigene Vergangenheit verleugnen. Linke und liberale Demokraten wollen gleichermaßen vergessen, daß die Eugenikbegeisterung unter den Intellektuellen – seien es Genetiker oder Experten für Sozialpolitik, Sozialreformer, Feministinnen oder marxistische Revolutionäre – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weithin verbreitet war. Die Eugenik ging mit der Wissenschaft von den Unterschieden – der Genetik – Hand in Hand. Erst die Todeslager ließen die Begeisterung für ein Verständnis der Politik aus der Biologie verstummen.

Wenn sich die britische Sozialpolitik der Nachkriegszeit wie ein eklektisches Kuddelmuddel von Wertvorstellungen ausnahm, die teils auf die Umwelt, teils auf die Anlagen abstellten (nirgends deutlicher als in der Bildungspolitik oder in der Reform des Abtreibungsrechts), so ging von diesem Kuddelmuddel doch weniger soziale Gewalt aus als von der hereditären Auffassung der menschlichen Natur, die ihm vorausging. Es ist üblich, daß man auf die Nachkriegsbegeisterung für die Veränderung der sozialen Bedingungen verweist, von der Einkommensumverteilung über die Vollbeschäftigungspolitik bis zur sozialen Sicherung von der Wiege bis zur Bahre – als sei das Milieudenken hegemonial gewesen. Mit Cyril Burts IQ-Theorie, die nach dem Krieg die im Zeichen der Chancengleichheit stehende britische Bildungslandschaft beherrscht hat, waren die hereditären Einflüsse aber nicht nur sichtbar, sondern auch gesellschaftlich wirksam.

Wer erklärt das Verhalten aus den Genen?

Man muß auch hervorheben, daß das heutige Gerede über *mind* und *behaviour*, in dem die Evolution, die Gene und Gottvater Darwin beschworen werden, größtenteils *nicht* von den Molekularbiologen produziert wird, die an den harten technischen Fragen der Entschlüsselung des menschlichen Genoms arbeiten. Die intensive Beschäftigung der Molekularbiologie mit den brennenden theoretischen Fragen der Regulation (nicht zuletzt damit, wie Organismen ihre Gene kontrollieren) ist in der neuen Evolutionären Psychologie merkwürdig abwesend. Pinker scheint sich in seiner Erklärung des Geistes theoretisch damit zufriedenzugeben, daß die genetisch gesteuerten Module von einer unsichtbaren Hand koordiniert werden. Entsprechend hat sich sein kognitionspsychologischer Kollege Fodor (1998) in seiner Rezension von Pinkers *How the Mind Works* – für die EP-begeisterte Kollegin Cronin „das bisher beste Buch über den Geist“ – die Frage gestellt: Wo ist das „Ich“? Die stärksten genetisch-deterministischen Thesen über das Verhalten werden statt dessen von Psychologen, Philosophen und Psychiatern aufgestellt (und mit W.G. Runciman [1996] inzwischen leider auch von einflußreichen Soziologen). So sieht ein früherer Vorsitzender des Royal College of Psychiatry in der neuen Molekularbiologie die Möglichkeit, der Psychiatrie ein wahrhaft wissenschaftliches Fundament zu geben. Skeptiker, die meinen, daß damit Wechsel auf die Zukunft gezogen und reale Probleme beiseitegewischt werden, erkennen durchaus, daß die Diagnose klinischer „Gegebenheiten“ wie Konzentrationsschwäche oder Hyperaktivität zwischen verschiedenen Ländern – zum Beispiel Großbritannien, den USA und Australien – ungeheuer variiert. Trotzdem bekommen wir mitgeteilt, daß die Psychiater mit denselben international festgelegten Diagnose-Kategorien arbeiten und daß kein Grund zu der Annahme besteht, daß sich die jeweiligen Genpools stark unterscheiden. Die Chromosomen mögen also in unterschiedlichen Kontexten dieselben bleiben – die Geisteskrankheit aber nicht. Die kulturellen Vorstellungen von Geisteskrankheit sind sehr viel mehr im Fluß als die kulturellen Vorstellungen von physischen Gegebenheiten.

Ohne die biologischen Aspekte von geistiger Gesundheit und Krankheit bestreiten zu wollen, sollten wir uns auch darüber klar sein, daß die Genetik der Geisteskrankheit eine Geschichte von Thesen und Widerlegungen ist und daß nur wenige Aussagen mehr als ein paar Monate stehen blieben. Selbst John Maddox, der als Herausgeber von *Nature* das Reich molekularbiologischer Erklärung zu erweitern trachtete, hat damals festgestellt, es sei vielleicht an der Zeit, die Forschungen einzustellen.

Der Versuch, unsere komplexen kulturellen Vorstellungen von Gewalt, Schizophrenie, Homosexualität, Liebe oder Nahrungstabus auf die biologische Verhaltensterminologie zu übertragen (ganz zu schweigen

von evolutionär eingeschliffenen Merkmalen mit passenden DNA-Sequenzen), wirft ohne Frage nicht nur technische Probleme auf. So geht Pinker in seiner Darstellung, *Wie das Denken im Kopf entsteht* (1998), vom Ekel, der eine allgemein menschliche Reaktion auf bestimmte Geschmacksbildungen sein könnte, zu kulturellen Vorstellungssystemen wie den Nahrungstabus über, ohne zu sehen, daß er dabei über ein Problem stolpert. Der Anthropologe Maurice Bloch, der dem EP-Programm viel mehr Sympathie entgegenbringt als ich selbst, stellt anhand dieser Konfusion fest, daß die heutige Generation von EP-begeisterten Naturwissenschaftlern alle theoretischen Irrtümer wiederholt, die eine frühere Generation evolutionstheoretisch interessierter Anthropologen schon einmal beging. Die Sozialanthropologie hat sich deshalb lange Zeit gegen die Möglichkeit einer solchen Theorie als Beitrag zu ihrer Disziplin ausgesprochen – und vielleicht zielt darauf ja der Vorstoß von Tooby und Cosmides.

Ein freundlicher Sozialdarwinismus?

Die meisten, wenn nicht alle heutigen Sozialdarwinisten entsprechen nicht mehr dem früheren Frankenstein-Image. Ein Kommunitarismus des ausgehenden 20. Jahrhunderts, der sich vor den Errungenschaften der feministischen Bewegung verneigt, hat sich mit dem evolutionären Rasonnement verknüpft. Hobbes und Spencer (im soziobiologischen Paradigma noch immer präsent) wurden mittlerweile ausrangiert: In der neuen Evolutionären Psychologie tritt an ihre Stelle Etzioni. Waren die gesellschaftspolitischen Schlußfolgerungen in ihrer Annahme, daß uns der Adaptionismus die beste aller möglichen Welten garantiert, oft panglossistisch¹, so können sie gelegentlich auch progressistisch werden und nach sozialpolitischen Reformen rufen.

In panglossistischem Duktus teilt uns die EP mit, daß Frauen, die heiraten – und tatsächlich heiraten sie normalerweise ältere Männer –, dies aus Gründen der Anpassung tun und deshalb ihrer Natur folgen (vgl. den zitierten Reader von Laura Betzig, 1997). Nicht, daß es einfach bloß Pech für uns Abweichlerinnen ist, die wir mit jüngeren Männern verheiratet sind, oder für die mehr gleichgeschlechtlich Gesinnten, daß wir nicht in die allgemeine menschliche Natur passen. Die Möglichkeit anderer Erklärungen wird nicht bestritten; sie werden faktisch negiert. Die EP beruft sich auf Darwin, und andere Erklärungen lösen sich – zumindest rhetorisch – im evolutionären Säurebad auf.

Während in diesem adaptionistischen Resultat Pangloss das Zepter schwingt, kann sich Fukuyama (1998) hochspekulativer genetisch-

¹ Der Philosoph Pangloss karikiert als literarische Figur bei Voltaire den Leibnizschen Optimismus, daß wir „in der besten aller möglichen Welten“ leben (Anm. d. Übers.).

adaptionistischer Erklärungen bedienen, um sozialpolitische Vorschläge zur Verbesserung männlicher Arbeitsmarktchancen zu machen. Jetzt soll im Interesse des Adaptionismus (und der Männer) der Staat intervenieren. Cronin und Curry (2000) treten dementsprechend für eine Reihe von gesellschaftspolitischen Maßnahmen ein, aber der dorthin führende Gedankengang ist, gelinde gesagt, originell. So bringen sie beispielsweise vor, die männliche und die weibliche Psyche würde dafür sorgen, daß Männer und Frauen unterschiedlichen Formen antisozialen Verhaltens frönen. Nachdem sie eine verdinglichte psychische Differenz konstruiert haben, behaupten sie einfach, sie sei evolutionären Ursprungs, und kommen zu dem Schluß, daß die Geschlechter in unserem Rechtssystem unterschiedlich zu behandeln sind.

Curry und Cronin sind in ihren politischen Schlüssen nicht innovativ; sie surfen auf den kulturellen Errungenschaften der Frauenbewegung, die diesen Themen zuerst Aufmerksamkeit verschafft hat. Daß die Geschlechterdifferenz anerkannt werden muß, um Gleichbehandlung vor dem Gesetz zu erreichen, ist nicht das Ergebnis von evolutionstheoretischer Forschung, sondern von zwanzig Jahren juristischer, politischer und theoretischer Kämpfe durch Feministinnen. Gegen die Dualismen von Körper und Geist, Männern und Frauen oder Verstand und Gefühl haben viele versucht, verkörpertes Wissen [*embodied knowledge*] zu konstruieren, um die Differenz anzuerkennen und dabei gleichzeitig die Hierarchie abzulehnen.

So hat für Feministinnen ein zentraler Kampf in den letzten zwei Jahrzehnten darin bestanden, Öffentlichkeit und Justiz davon zu überzeugen, daß eine Frau einen männlichen Partner nicht unter denselben Umständen tötet wie ein Mann eine Frau. Daß die Ärztin Katherina Dalton ein Geschworenengericht dazu bewegen konnte, eine Frau, die ihren Liebhaber getötet hatte, aufgrund eines prämenstruellen Syndroms freizulassen, wurde deshalb nicht als feministischer Sieg betrachtet, sondern als biologisch-reduktionistische Niederlage. Für die Frauenbewegung läßt sich „ihr“ Tötungsmotiv nicht in demselben Rahmen begreifen wie „sein“ Motiv. Der Jähzorn von Männern gegenüber ihren Partnerinnen wurde lange anerkannt (oder, genauer gesagt, übersehen), aber die schwelende Wut von Frauen, die vom Ehemann oder Liebhaber jahrelang gequält und geschlagen wurden und ihn schließlich umbringen, und sei es im Schlaf, galt bis vor kurzem noch als Anlaß zu härtester Bestrafung.

Wir müssen uns daran erinnern, daß die Soziobiologen mit ihrer Erklärung der menschlichen Natur diese „rechtmäßige“ Diskriminierung unterstützt und gefördert haben. Als der Kampf in den siebziger Jahren begann, vertraten sie die Auffassung, daß Aggression und Gewalt der männlichen Natur entsprechen. So waren sie sich mit den Richtern einig, daß gewalttätige Frauen unnatürlich sind und keiner Anerkennung von Unterschieden der Motivation oder auch nur der Körperkraft bedürfen.

Doch jetzt hat der Wind sich gedreht, und wir stellen fest, daß der Adaptionismus so wunderbar flexibel ist, daß die EP nunmehr im Einklang mit einer vom Feminismus mehr oder minder erfolgreich bearbeiteten Öffentlichkeit und Justiz die Differenz beschwört und für „wirkliche Gleichheit vor dem Gesetz“ eintritt. Das Faszinierende ist, daß die EP zu diesen sehr zeitgemäßen Schlüssen gelangt, indem sie nach Art ihrer antifeministischen Vorväter damit fortfährt, die Politik aus der Biologie abzuleiten. Daß sich die evolutionäre Erklärung auf diese Weise selbst aufhebt, liegt auf der Hand. Popper (1974) hat natürlich mit seiner Auffassung, daß wissenschaftliche Aussagen falsifizierbar sein müssen, die Gefahr erkannt und die Evolutionstheorie umgehend zu einem metaphysischen Forschungsprogramm erklärt.

Diese Projektion einer sich verändernden Kultur auf Natur ist nichts neues. Seit Aristoteles haben die Philosophen in der Natur immer wieder ein Spiegelbild der Kultur gesehen, in der sie leben und privilegierte Positionen einnehmen. Unter Berufung auf die ideologische Neutralität von Wissenschaft als kulturell ungebundener Kultur ["culture of no culture"] wollen sie ihr Publikum davon überzeugen, daß diese Widerspiegelungen sozialer Unterschiede (die zutiefst mit Herrschaft und Unterordnung zusammenhängen) in der Natur objektiv begründet sind.

Es mag also sein, daß diejenigen, die Wissenschaft als nicht standortgebundene Betrachtung ["the view from nowhere"] ansehen, mit den Wissenschaftskritikern bis zu einem gewissen Grade einer Meinung sind, was beispielsweise den abscheulichen Rassismus und Sexismus in der europäischen Kultur des 19. Jahrhunderts angeht. Aber dieser Konsens zerbricht an der heutigen Wissenschaft. Was immer sie über die Vergangenheit denken, die heutigen Naturwissenschaftler sind der Ansicht, daß ihre Wissenschaft den ersehnten Status der "culture of no culture" letztendlich erreicht hat. Das ungelöste Problem liegt darin, daß sowohl diejenigen, die die rassistische und sexistische Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hervorgebracht haben, als auch diejenigen, die Soziobiologie und IQ-Theorie betreiben, den kulturellen Standpunkt vertreten, sie würden der Natur nur den Spiegel vorhalten. Wie es der Soziobiologe David Barash (1979, 55) so denkwürdig formuliert hat: "If Nature is sexist, don't blame her sons" – denn sie halten ja nur den Spiegel.

Ihre Darstellungen lassen keinen bestimmtem Moment erkennen, aus dem hervorgeht, wann oder wie sie es geschafft haben, die „Kultur“ aus der Wissenschaft herauszubefördern. Statt dessen beobachten wir eine permanente Distanzierung, die nicht gerade nach normaler Wissenschaftsentwicklung aussieht. Jede neue Tendenz von „Biologie als Schicksal“ distanziert sich von der vorhergehenden. Das zeigt sich nirgends deutlicher als in der unendlichen Geschichte der Soziobiologie. Vorläufer wie *Das sogenannte Böse* (1963) von Konrad Lorenz, *Der territoriale Imperativ* (1966) von Robert Ardrey, *Der nackte Affe* (1967) von Desmond Morris oder *Das Herrentier* (1970) von Robin Fox und

Lionel Tiger (sic!) sind in ihrer Sicht der menschlichen Natur als einer unerbittlich bösen, aggressiven und territorialen wesentlich hobbesianisch und in ihrer Auffassung von der „in Zähnen und Klauen blutigen Natur“ zutiefst spencerianisch gesinnt (eine kropotkinsche Kooperation hat in diesem Evolutionskonzept keinen Platz). Die intellektuelle Anfälligkeit dieser Texte für Kritik von inner- und außerhalb der Biologie und vielleicht mehr noch Stephen Jay Goulds vernichtende Charakterisierung des ganzen Genres als einer „Pop-Ethologie“ trägt ein gutes Stück zur Erklärung bei, warum E.O. Wilson von seinen soziobiologischen Vorläufern abgerückt ist und sie als bloße Propagandisten [„mere advocates“] abtut. Statt dessen behauptet er, daß mit *Sociobiology: The New Synthesis* (1975) – ein Buch mit bewußt darwinistischen Anklängen – und mit *On Human Nature* (1978, dt.: *Biologie als Schicksal*) der Standpunkt der Wissenschaft als jener ‚nicht standortgebundenen Betrachtung‘ erreicht ist.

Doch die Selbstdarstellung der Soziobiologie als kulturell ungebundener Kultur war nicht von Dauer, nicht zuletzt wegen der handfesten Kritik, die sie wiederum von Biologen und Anthropologen erfuhr, vor allem – aber nicht nur – in den USA (z.B. Sahlins 1976; *Science for the People* 1977). Reaktionäre rassistische und sexistische Politik, die sich als Biologie maskiert – das war noch die mildeste Kritik.

Heute distanziert sich wiederum die EP von der Soziobiologie. So schreibt der Biologe Robert Ashworth – ein früherer Direktor der London School of Economics, in der das Darwin Centre residiert – in seiner Einleitung zum EP-Sonderheft von *Demos*:

Auch neuere Versuche, wie sie in den 70er Jahren von E.O. Wilson unter dem Banner der Soziobiologie unternommen wurden, waren nicht ermutigend, trotz der damit verbundenen Theorien zur Genetik und zu den Mechanismen, durch die möglicherweise so etwas wie altruistisches Verhalten vom evolutionären Prozeß selektiert wurde. Wilsons entschiedener Ton erinnerte zu sehr an Spencer, und viele reagierten nicht auf die von ihm popularisierten neuen Einsichten, sondern auf die früheren Versuche von Spencer und den Sozialbiologen der 30er Jahre. [...] Die meisten Biologen, die den damit verbundenen Mangel an Takt und Sensibilität einräumen, hielten sich bedeckt, und nur wenige wollen als Soziobiologen bezeichnet werden. Doch werden nun in Gewändern wie denen der evolutionären Psychologie [...] zugängliche und verständliche Darstellungen der Resultate in einer Form publiziert, die vielleicht etwas anderes als einen Dialog von tauben Ohren ermöglicht. (*Demos* 10/1996, 3)

Damit die Vertreter der EP ihre biologische Wende aufrechterhalten können, ist eine weitere rhetorische Strategie vonnöten – das klassische Pappkameradenspiel. Sie müssen zu diesem Zweck ihr SSSM aus dem Hut ziehen, das für biologische Erklärungen oder überhaupt für den Körper keinen Raum läßt. Wie ich zu zeigen versucht habe, verrät die

mit diesem Modell verbundene Behauptung und das Herumreiten auf einem einzigen Text aus dem 19. Jahrhundert nur ihre Ignoranz, was die aktuellen sozialwissenschaftlichen Themen betrifft. Der Körper wurde ein Jahrzehnt lang intensiv von den Sozialwissenschaften studiert ("The Body" war z.B. 1998 Thema der Jahrestagung der British Sociological Association). Wer dem Nihilismus der postmodernistischen Wende mißtraut, erkennt sogar seltsame Parallelen zwischen dem Körper der Humanwissenschaften (und zumindest Teilen der Sozialwissenschaften) und dem Körper der Molekularbiologie. Wo ihn erstere in Worte auflösen, reichen den letzteren vier Buchstaben. Mittlerweile bekämpfen sowohl historische Postmodernisten wie auch kritisch-realistische Gesellschaftstheoretiker den a-sozialen Postmodernismus. Doch die komplexen Debatten in den Human- und Sozialwissenschaften werden durch den groben Klotz des SSSM ausgelöscht.

EP, Tätigkeit und religiöser Fundamentalismus

Schließlich und endlich hat der neue biologische Determinismus für diejenigen von uns, die mit gesellschaftstheoretischen Problemen von Struktur und Tätigkeit [*agency*] beschäftigt sind, eine einfache Lösung parat. Die Tätigkeit wird mit der Bestimmtheit einer atheistischen Religion den Genen zugeschrieben. Die Struktur, sei es der Organismen, der Kultur oder der Gesellschaft, bleibt theoretisch außer Betracht. Das, was man nur als einen neuen fundamentalistischen Darwinismus charakterisieren kann, beansprucht damit seinen Platz unter den anderen religiösen Gewißheiten eines islamischen, christlichen oder jüdischen Fundamentalismus, die gegenwärtig Sicherheit in unsicheren und unruhigen Zeiten anbieten. In der heutigen Pick-and-Mix-Kultur bietet sich der genetische Determinismus als ein weiteres Opium für das Volk an.

Inzwischen ist die außerordentliche Intensität der Attacke auf den religiösen Glauben durch fundamentalistische Darwinisten wie Dawkins und Cronin nicht mehr der stillschweigend für selbstverständlich gehaltene Unglaube von vielen/den meisten Biologen und Sozialwissenschaftlern. Für diese Fundamentalisten ist die Möglichkeit eines geheiligten Ersten Bewegers ein ungeheures Ärgernis, wo es doch ihrer Offenbarung entspricht, daß dies nur das Master-Molekül DNA sein kann. Ihnen zu Ehren sollte man die alte viktorianische Hymne so umschreiben:

"The rich man in his castle,
the poor man at his gate,
DNA (plus the market and genetic enhancing)
made them high and lowly
and ordered their estate."

Aus dem Englischen von Thomas Laugstien

Literaturverzeichnis

- Ardrey, Robert, 1966: *The Territorial Imperative. A Personal Inquiry into the Animal Origins of Property and Nations*, New York
- Ashworth, John, Helena Cronin & Oliver Curry (Eds.), 1996: *Matters of Life and Death: The Worldview of Evolutionary Psychology* (= Demos Quarterly, Nr. 10), London
- Barash, David, 1979: *The Whispering Within*, New York 1979 (dt.: *Das Flüstern in uns. Menschliches Verhalten im Lichte der Soziobiologie*, Frankfurt/M 1981)
- Betzig, Laura, 1997: "Introduction: People are Animals", in: dies. (Ed.), *Human Nature. A Critical Reader*, New York
- Cronin, Helena, 1997: "It's Only Natural", *Red Pepper*, August
- dies., & Oliver Curry, 2000: "The Evolved Family", in: H. Wilkinson (Ed.), *Family Business* (= Demos Collection 15), London
- Durkheim, Emile, 1895: *Regeln der soziologischen Methode*, hgg. v. R. König, Neuwied-Berlin 1961
- dies., 1897: *Der Selbstmord*, dt. v. H.u.S. Herkommer, Neuwied-Berlin 1973
- Fodor, Jerry, 1998: "The Trouble with Psychological Darwinism", *London Review of Books*, Bd. 20, Nr. 2
- Fox, Robin, & Lionel Tiger, 1970: *The Imperial Animal*, New York (dt.: *Das Herrentier. Steinzeitjäger im Spätkapitalismus*, Vorw. v. K. Lorenz, München-Gütersloh-Wien 1973)
- Fukuyama, Francis, 1998: *The End of Social Order*, London
- Gould, Steven Jay, 1981: *The Mismeasure of Man*, New York (dt.: *Der falsch vermessene Mensch*, Frankfurt/M 1988)
- Herrnstein, Richard J., & Charles Murray, 1994: *The Bell Curve. Intelligence and Class Structure in American Life*, New York
- Hunt, Charles, 1996: "Social vs. Biological: Theories on the Transmission of Aids in Africa", *Social Science and Medicine*, Bd. 42, 1293-96
- Lorenz, Konrad, 1963: *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*, Wien
- Morris, Desmond, 1967: *The Naked Ape. A Zoological Study of the Human Animal*, London 1967 (dt.: *Der nackte Affe*, München u.a. 1968)
- Pinker, Steven, 1997: "Why They Kill their Newborns", *New York Times Magazine*, 2. Nov., 52-54
- dies., 1998: *How the Mind Works*, Allan Lane (dt.: *Wie das Denken im Kopf entsteht*, München 1998)
- Popper, Karl R., 1974: "Scientific Reduction and the Essential Incompleteness of All Science", in: F.J. Ayala & Th. Dobzhansky (Eds.), *Studies in the Philosophy of Biology*, London u. Basingstoke, 259-283
- Ridley, Matt, 1993: *The Red Queen. Sex and the Evolution of Human Nature*, London (dt.: *Eros und Evolution*, München 1995)
- dies., 1996: *The Origins of Virtue*, London (dt.: *Die Biologie der Tugend*, Berlin 1997)
- Rose, Hilary, & Steven Rose (Eds.), 2000: *Alas, Poor Darwin. Arguments Against Evolutionary Psychology*, London
- Rose, Steven, Richard Lewontin & Leo Kamin, 1984: *Not in Our Genes*, Harmondsworth (dt.: *Die Gene sind es nicht ... Biologie, Ideologie und menschliche Natur*, München 1988)
- Runciman, Walter G. (Eds.), 1996: *Evolution of Social Behaviour Patterns in Primates and Men*, Oxford
- Sahlins, Marshall, 1976: *The Use and Abuse of Biology*, Ann Arbor
- Science for the People, 1977: *Biology as a Social Weapon*, Minneapolis
- Tooby, John, & Leda Cosmides, 1992: "The Psychological Foundations of Culture", in: Jerome Barkow, Leda Cosmides & John Tooby (Eds.), *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, New York, 19-136
- Traweek, Sharon, 1988: *Beamtimes and Lifetimes. The World of High Energy Physicists*, Cambridge/Mass.
- Wilson, Edward O., 1975: *Sociobiology. The New Synthesis*, Cambridge/Mass.
- dies., 1978: *On Human Nature*, Cambridge/Mass. (dt.: *Biologie als Schicksal. Die sozialbiologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens*, Frankfurt/M 1980)